Die Christliche Welt

Herausgeber Professor D. Martin Rade

Nr. 1 — Marburg i. H., den 5. Januar 1922 — 36. Jahrgang

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter — Haltegebühr: Inland und Oesterreich vierteljährlich 20 Mark. Bei Versand unmittelbar vom Verlag außer der Haltegebühr vierteljährlich für Porto und Verpackung Inland und Oesterreich 7,30 Mark, Ausland 12,50 Mark; Haltegebühr für das Ausland: Belgien, Dänemark, England, Frankreich, Niederlande, Vereinigte Staaten, Luxemburg, Norwegen, Schweden, Schweiz, Aegypten, China, Japan mit 100% Aufschlag; Italien, Portugal, Spanien, Griechenland, Argentinien, Brasilien, Chile mit 60% Aufschlag. — Einzelnummer 2 Mark; Probenummern unentgeltlich — Anzeigengebühr 1,50 Mark die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen) — Postscheckkonto Frankfurt a. M. 9807 — Telefon 202 — Verlag der Christlichen Welt in Marburg

Inhalt: Habemus Deum — Die Frömmigkeit der Psalmen. Vortrag, im Bunde für Gegenwartchristentum gehalten. 1. Die Hymnen — Aus Rabindranath Thakkurs väterlicher Religion. 1. Gottes Troubadour; 2. Die himmlische Prüfung — Missionierung des Geistes — Fleurs du Mal (Bandelaire) — Wöchentliche Chronik — Verschiedenes: Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Habemus Deum et Deus ipse noster est!

Wir haben Gott und Gott selbst ist unser!

Mit diesem Bekenntnis wollen wir ins neue Jahr hinüber gehn. Mit diesem Jubelruf. Es ist ein Lutherwort, aus seiner Frühzeit, da er den Römerbrief mit seinen Studenten las und noch nicht wußte, wie sein Gott ihn führen würde. Er hat es bei der Erklärung des 5. Kapitels gesagt, das da anhebt: „Nun wir denn sind gerecht worden durch den Glauben, so haben wir Frieden mit Gott, durch unsern Herrn Jesum Christ."*)

Adolf Harleß hat einmal den Spruch getan: „Das Christentum ist ecclesia possidentium nicht schola quaerentium" — Gemeinde von Besitzenden, nicht Schule von Suchenden. Das scheint sehr unmodern. Und gewiß war Harleß kein moderner Mann. Aber ein guter Lutheraner. Und wir wollen in diesem Stücke auch gute Lutheraner sein. Es ist heute so viel vom Suchen die Rede, vom Gott suchen. Und das ist auch etwas Wundervolles: wirklich Gott Suchende sein. Denn es ist ja, recht besehen: ihn schon gefunden haben. Niemand wird Gott recht suchen, der ihn nicht schon hätte. Und Niemand hat Gott, der ihn nicht von ganzem Herzen suchte. Das wußte Luther auch. In derselben Vorlesung über den Römerbrief sagte er seinen Hörern:

Inventus est, non quaesitus. Inventus autem nunc ulterius semper vult quaeri et magis inveniri

Gefunden ist er, nicht gesucht. Gefunden aber will er nun darüber hinaus immer gesucht und noch mehr gefunden werden.**)

Gefunden ist er nicht durch unser Suchen. Wie hätten wir ihn finden können, wenn er sich uns nicht selber, von sich aus, offenbart hätte? Die Initiative war ganz bei ihm. Aber daß wir ihn gefunden haben, das ist nun für uns die Ursache, daß wir ihn suchen. Weil wir ihn haben, suchen wir ihn. Ja dazu hat er sich uns kundgetan, daß wir ihn suchen. Und immer wieder finden, immer neu entdecken, immer besser kennen, lieben und anbeten lernen. „So ihr mich von ganzem Herzen suchen werdet, will ich mich von euch finden lassen" spricht der Herr. In diesem Sinne ist die Christenheit freilich wohl eine Gemeinde von Suchenden; aber nur darum, weil sie eine Gemeinde von Besitzenden ist. Und ist doch zugleich keine „Schule" von nur Suchenden, von Lernbegierigen und Forschern, die dem Unbekannten nachgehen und ihren Verstand an Denkproblemen üben. Geschweige, daß das Christentum etwas mit denen zu tun hätte, die sich ihres Gottsuchens rühmen, spielen aber nur mit dem Gottesgedanken, rühren zuweilen daran, als ob sie es ernst meinten, und beruhigen sich leicht dabei, wenn sie ihn nicht gefunden haben. Nein, *wir haben Gott, und Gott selbst ist unser!* Wohnend in einem Licht, da Niemand zukommen kann, hat er sich nicht unbezeuget gelassen; und hätte er das, so redeten wir nicht von ihm, dächten wir nicht an ihn, suchten wir ihn nicht. In ihm leben und sind wir.

Das schließt nicht aus, daß wir suchend irre gehn und darum Schmerzen leiden. Es sucht wohl ein Kind unter Angst und Tränen Vater und Mutter, wenn sie ihm verloren gegangen sind, aber doch nur, weil es Vater und Mutter hat und weil es sie verlor. Solchem Suchen wird Gott sich wieder finden lassen zur rechten Zeit, und wir sollen dabei seine Werkzeuge sein. Bei allem unserm Tun und Lassen, bei all unserm Mundauftun sollen wir Boten Gottes an die Suchenden sein. An die Irrenden ebenso wie an die, die schon auf dem rechten Wege sind. Eine Zeitschrift vollends wie die unsre hat gar keinen andern Sinn, kein andres Recht auf Dasein, als daß sie den gefundenen Gott verkündigt. Kein Artikel, keine Nachricht, kein Interesse, das nicht irgend im Zusammenhang stünde mit dem Einen, großen Gegenstand: Gott. Zu einander müssen wir von ihm reden, weil wir nicht anders können. Und nach außen ihn bezeugen denen, die noch ferne sind. Wissen, bedenken, beherzigen wir das immer? Stellen wir uns das ganz hehr und heilig vor die Seele. Und gehen wir so hinein in das neue Jahr. Dann wird es durch Irrtum und Schwachheit vorangehn, der ewigen Wahrheit immer näher — näher, mein Gott, zu Dir.

R

*) Luthers Vorlesung über den Römerbrief 1515/16. Herausgegeben von Johannes Ficker. Leipzig 1908. Die Glosse, S. 47.
**) Ebenda. Die Scholien, S. 101.

Die Frömmigkeit der Psalmen

Vortrag, gehalten im Bunde für Gegenwartchristentum Eisenach 4. Okt. 21

Der Streit um die Bedeutung des Alten Testaments für die evangelische Kirche will nicht verstummen. Aber es liegt im wohlverstandenen Interesse unserer Kirche, daß dieser Kampf nicht in leidenschaftlichem Eifer für oder wider das Alte Testament, sondern mit ruhiger Unbefangenheit und durchdringender Sachkenntnis entschieden werde. Daher steht heute ein alttestamentlicher Gegenstand mit Recht auf der Tagesordnung.

Gleich an den Mittelpunkt oder wenigstens an einen der Hauptpunkte des Alten Testaments wollen wir heute treten: die Psalmen sind in früherer Zeit dem Neuen Testament fast gleich geschätzt worden. Auch sollen heute nicht gewisse, mehr äußerliche Fragen, die die Wissenschaft freilich nicht umgehen kann, behandelt werden: so wollen wir von alten kritischen Problemen, auch von der Zeitansetzung schweigen. Vielmehr soll hier nur von dem Eigentlichsten und Innersten gesprochen werden, von der Frömmigkeit selber, die im Psalter ihren Ausdruck findet.

Nun ist freilich der Stoff, mit dem wir es zu tun haben, außerordentlich mannigfaltig und verwickelt. Ferner darf man wohl sagen, daß die Vergangenheit, auch die Wellhausensche Schule, diesen Gegenstand vernachlässigt hat. Die Aufgabe der Gegenwart ist es darum, für das Verständnis der Psalmen die Grundlage zu legen. Der Zweck dieser Stunde soll es nicht sein, diese Grundlegung selber vor Ihnen vorzunehmen, vielmehr sollen heute sogleich die Ergebnisse dieser Forschung vorgelegt werden. Nur ein paar Sätze über die Art der Grundlegung muß ich vorausschicken, da die Ergebnisse ohne sie nicht verständlich sind.

Soll in den schwierigen Stoff dieser mannigfach mit einander verwandten und oft ebenso von einander verschiedenen Lieder Licht und Uebersicht kommen, so ist die erste Aufgabe, ihn nach Gruppen, nach Gattungen zu ordnen. Dabei kann es sich aber nicht darum handeln, eine beliebige, von uns selber erdichtete Einteilung einzutragen, sondern wir müssen diejenige Anordnung herauszubringen versuchen, nach der der Stoff selber gewachsen ist. Demnach wird für die nächste Zeit im Mittelpunkt der Psalmenforschung die Gattungsforschung stehen müssen; und diese ist zu betreiben im Zusammenhange mit der Erforschung der Entstehung und der Geschichte der Psalmendichtung überhaupt. Angedeutet habe ich diese Forschung in meinen „Reden und Aufsätzen" S. 92 ff. und in Schiele-Zscharnacks Lexikon „Religion in Geschichte und Gegenwart", Artikel „Psalmen"; ausführlich soll sie in meiner demnächst erscheinenden „Einleitung zu den Psalmen" dargestellt werden. Hier nur einige Hauptergebnisse.

1. Will man die Psalmen lebendig erfassen, so hat man sich nicht auf die Lieder des Psalters zu beschränken, sondern die verwandten Gedichte in den geschichtlichen Büchern, im Hiob, bei den Propheten, in den Apokryphen mithinzuzunehmen und auch die Gesänge anderer Völker, besonders die babylonischen und ägyptischen zu vergleichen. Demnach haben wir auch heute nicht sowohl die Frömmigkeit des Psalters, sondern die der gesamten hebräischen Lyrik zu bieten, wovon wir freilich in dieser kurzen Stunde nur eine Skizze geben können.

2. Die bedeutsamste Aufgabe ist sodann, die Entstehung dieser Dichtung zu begreifen. Wir haben die Psalmen wie die Literatur Israels überhaupt nicht sowohl als Schriftwerk aufzufassen, wir dürfen dabei nicht zuerst an Papier und Tinte denken, sondern wir haben sie aus dem Leben zu verstehen, in dem sie einst ihren Sitz gehabt haben. Dabei ist die wichtigste Erkenntnis, daß Psalmensingen ursprünglich zum Gottesdienst gehört hat; zu bestimmten Handlungen des Gottesdienstes, desjenigen der Gemeinde und des Einzelnen, sind Lieder aufgeführt worden. Die Hauptgeschichte, die diese Dichtung erlebt hat, ist nun diese gewesen, daß sie aus dem Heiligtum in das Kämmerlein des einzelnen Frommen gelangt ist; da hat dann der einzelne fromme Dichter die Muster nachgeahmt, die er aus dem öffentlichen Kultus kannte, und sie mit seinem persönlichen Leben erfüllt.

3. Hiernach gewinnen wir nun eine Anordnung der Psalmen nach Gattungen. Diese Lieder sind nach den kultischen Situationen anzuordnen, zu denen sie ursprünglich gehören. Danach unterscheiden wir:

die Hymnen, ursprünglich von Chor oder als Solo am heiligen Fest gesungen;

die Danklieder Israels, den Hymnen verwandt, bei Begehung von Dankfeiern des Volkes;

die Volksklagelieder, vom Volkschor bei öffentlichen Nöten aufgeführt;

die Königslieder, vom Königssänger am Staatstempel in Anwesenheit des Hofes gesungen;

die Klagelieder des Einzelnen, ursprünglich vom Laien in großen, persönlichen Nöten, namentlich in Krankheitsfällen, zur Erklärung seiner Unschuld oder zum Bekenntnis seiner Sünden im Heiligtum angestimmt, dann auch zur Erleichterung seines Herzens im eigenen Hause;

Die Danklieder des Einzelnen, ursprünglich von diesem beim Dankopfer gesungen, wenn er aus großer Not errettet ist.

Kleinere Gattungen kommen hinzu; dazu allerlei Beeinflussungen durch fremde, besonders durch die Propheten und die der Erziehung dienende Spruchdichtung (Weisheitsdichtung), wie sie in den „Sprüchen Salomos" erhalten ist.

Wollen wir nun in das innere Leben der Psalmisten einen Blick tun, so müssen wir von diesen durch die Natur gegebenen Gattungen ausgehen. Wir tun dabei gut, die verwandten Gattungen zusammen zu behandeln; wir gewinnen dabei die Bereiche, in die sich das religiöse Leben Israels teilt, sofern es sich überhaupt in religiöser Lyrik ausspricht. Solche Bereiche sind:

Die Religion der Hymnen spricht die grundlegenden Gedanken und Stimmungen aus.

Die Religion des Volkes ist in den Volksklageliedern, den Volksdankliedern, den Volkshymnen und in der den Propheten nachgeahmten eschatologischen Dichtung niedergelegt.

Die Religion des Hofes ist aus den Königspsalmen zu erkennen.

Die Religion des einzelnen Frommen offenbaren uns die Klagelieder und Danklieder sowie die lyrische Spruchdichtung (Weisheitsdichtung).

1. Die Hymnen

Wann sind die Hymnen gesungen? Am heiligen Fest beim Opfer zum Klange der Instrumente von oder vor der versammelten Festgemeinde. Demnach haben wir uns zunächst, um die Gedichte dieser Art zu verstehen, solche Festfeiern möglichst anschaulich vor Augen zu stellen. Das Volk ist von nah und fern am Heiligtum zusammengekommen: sie alle in froheste Stimmung: Jahves Gnade hat das Land gesegnet, und es gibt wieder Brot! Fast alle großen regelmäßigen Feste des alten Israels sind Erntefeste gewesen. Dann zeigt sich das Heiligtum, die Priester und alle, die sich hier zusammenfinden, im prächtigen Schmuck. Da ist es dann hoch hergegangen; es ist auch gut gegessen und getrunken worden. Die Hauptsache aber sind die mancherlei heiligen Handlungen, an denen sich auch der Laie in seiner Weise beteiligen mag, und zu denen man die Schmausereien mitrechnete. Besondere Bedeutung haben offenbar große Tanzprozessionen besessen, an denen sich die ganze Festgemeinde unter unendlichem Jubel beteiligte. Solche Feste sind die schönsten Tage Israels gewesen, von Anfang an bis in die späteste Zeit. Im älteren Zeitalter waren sie von größter Bedeutung für das Zusammenwachsen des Volkes; in einem jüngern sind sie der eigentliche Mittelpunkt, um den sich die jüdische Gemeinde schart: das Judentum hat sich zusammenhalten können, weil es diese gemeinsamen Feiern in Jerusalem besaß, so wie das Fest von Mekka gegenwärtig das Einheitsband der mannigfaltigen Völker des Islam ist. Ein solches Fest mitzumachen ist der Höhepunkt im Leben des in der Zerstreuung lebenden Juden der späteren Zeit. Wenn er dann später in Not und Elend schmachtet, dem Heiligtum ferne, von ungläubigen Feinden bedrängt, dann gedenkt er voller Sehnsucht der Feier, die er doch einst mitbegangen hat:

> wie ich einst zum Zelt des Herrlichen zog,
> zu Jahves Hause,
> beim Klange des Frohlockens und Dankens,
> dem Lärmen der Pilger. (Ps. 42, 5)*)

Aus dem Buche Jesus Sirach wird uns deutlich, was für einen wundervollen Eindruck eine solche Feier auf den Frommen machen muß, wenn der Hohepriester, im Glanz seines Ornates aus dem Tempel hervortretend, eigenhändig am Altar das Opfer bringt, wenn dann die Priester mit ihren Hörnern posaunen und die Sänger ihre Stimme vernehmen lassen (Jes. Sir. 50); dann fühlt sich die ganze Gemeinde als ein Volk: ein herrliches Bewußtsein besonders für den Juden, den sein Geschick in die Ferne geführt hat. Dann empfindet man Jahves Herrlichkeit und seine Nähe; der bezeichnende Ausdruck vom Besuch des Heiligtums ist „Jahve schauen", „Jahves Lieblichkeit schauen", d. h. Jahves Gegenwart empfinden.

Den geistigen Gehalt solcher Feste hat Israel im Hymnus ausgesprochen. Die tragenden Stimmungen dieser Gattung sind demnach Begeisterung, Anbetung, Verehrung, Lob und Preis. Das sind freilich Grundstimmungen israelitischer Religion überhaupt, die aber gerade an dieser Stelle mit besonderer Wucht hervortreten. Aehnliches finden wir natürlich auch in anderen Religionen, namentlich in der babylonischen und ägyptischen. Dennoch ist es ein Merkmal der Religion Israels und ein Zeichen ihrer besonderen Hoheit, daß diese Grundstimmungen hier so vorherrschen. „Mein erst Gefühl sei Preis und Dank"! In den babylonischen Dichtungen wird dem Lobgesang sehr häufig die Bitte hinzugefügt: man schmeichelt dem Gotte, um von ihm etwas zu erlangen. Diese Bitte fehlt im

*) Die Uebersetzungen werden in meinem demnächst erscheinenden Kommentar zu den Psalmen gerechtfertigt.

hebräischen Hymnus fast immer! So kommt er dem tiefsten und edelstem Bedürfnis der Religion nach, im Staube anzubeten, was über uns ist. Es ist eine uninteressierte Frömmigkeit, die hier redet.

Daher hat der Hymnus Israels in der Betrachtung des Menschlichen eine großartige Objektivität. Wenn er z. B. beschreibt, wie Jahve unter den Menschen nach seiner Allmacht schaltet und waltet, wie er die Reichen arm macht und die Gewaltigen erniedrigt, so erfüllt das die Herzen nicht mit Trauer über die Vergänglichkeit alles Irdischen, sondern vielmehr mit Jubel über Gottes Größe! Der Hymnendichter schaut die Dinge nicht vom Standpunkt des Menschen, den die Woge erhebt und senkt, sondern von dem Gottes, der stürzen und erhöhen kann nach seinem Wohlgefallen. Darum vermeidet er es auch nicht, die furchtbare Seite an Jahve zu schildern. Man denke an den machtvollen Donnerpsalm (29). Auch das ein Gegenstand des Preisens! Denn es verherrlicht den Gott, daß er so furchtbar ist.

Nun hat das Lobsingen Gottes natürlich auch für den Singenden selber einen hohen Wert. Der religiöse Gedanke wird stark, wenn er machtvoll ausgesprochen wird. Dann wird der Einzelne mit fortgerissen von dem allgemeinen Enthusiasmus. Eben darum können solche Hymnen, in die das ganze Volk brausend mit einstimmt, große Erlebnisse des Einzelnen sein. Aber über diese subjektive Seite denkt man wenig oder gar nicht nach; man singt den Hymnus für Gott allein.

Solcher Hymnus Israels hat nun die herrlichsten Blüten gezeitigt. Die babylonischen und ägyptischen Hymnen bestehen vorwiegend aus leblosen, aneinander gereihten Götterprädikaten; auch unter den biblischen sind matte, ausgeleierte genug; aber daneben doch nicht wenige, die sich durch majestätische Gewalt und persönlichstes Leben auszeichnen: „Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre" (Ps. 19, 2). „Heilig ist Jahve Zebaoth, alle Lande sind seiner Ehren voll" (Jes. 6, 3)!

Diese Hymnen zeigen uns in wundervoller Eindrücklichkeit, wie gewaltig die Begeisterung des Volkes für seinen Gott gewesen ist. Dem feiernden Israel ist kein Wort zu groß. Nicht nur die festliche Gemeinde, so heißt es oft, soll Jahve preisen, sondern alle Völker, alle Wesen, alle Bereiche der Natur müßten mit einstimmen, wenn sein Lob würdig erschallen soll! Ein Choral müßte erschallen, der Himmel und Erde erfüllt! Der Gesang der Saraphim Jes. 6, 3 f. dröhnt so laut, daß die Festen des himmlischen Palastes davon erbeben! Das heißt, Jahve recht lobsingen! Und solchen Preis ist des Frommen liebste Pflicht und schönstes Recht. Der Himmel ist Jahves Himmel, ihn hat sich der Gott selber vorbehalten; doch die Erde verlieh er den Menschenkindern; die Toten rühmen Jahve nicht, in der Stille der Unterwelt wird sein Lob nicht laut; aber die nun auf Erden leben und singen können, wir wollen ihn preisen in alle Ewigkeit (Ps. 115, 16 ff.)! So ist Jahves Lob ein wesentliches Stück der Religion. Der Enthusiasmus über den Gott ist eine Grundlage der Frömmigkeit.

Aus alledem folgt, daß im Hymnus die objektive Seite der Religion hervortritt: Jahve selber, seine Taten und Eigenschaften — das ist der Grund, weshalb wir zuerst von dieser Gattung handeln —, zugleich aber dies, was man, um das Einzelne zu verstehen, sich beständig vorhalten muß, daß die Grundstimmung die Ehrfurcht oder der Enthusiasmus ist.

Was sagt der Hymnus von Jahve? Ständige Themata sind folgende. Er schildert ihn als den Unvergleichlichen: unter den Göttern allen ist Niemand ihm gleich an Heiligkeit, Macht, Weisheit und Gnade! Seine herrliche Wohnung ist im Himmel: ebendaran, daß er seinen Sitz an dieser erhabensten Stelle der Welt hat, macht man sich klar, daß er selber der „Höchste" ist. Dieselbe Vorstellung auch im Babylonischen und Aegyptischen. Eigentümlich-hebräisch ist sein Erscheinen in den Schrecknissen des Gewitters und Vulkans (Ps. 29): ein uralter Hymnenstoff, der ursprünglich aus der Offenbarung am Sinai stammt. Auch sonst findet sich im Hymnus nicht selten mythologische Naturbetrachtung: Licht ist sein Kleid, Gewölk sein Fahrzeug, Winde und Flammen seine Diener. Neben dieser altertümlichen Redeweise eine andere höhere, supranaturalistische, wonach die Begebenheiten der Natur nicht sowohl Lebensäußerungen der Gottheit, sondern ihre Schöpfungen sind: „er gebot, da stand es da" Ps. 33, 9. Dabei verweilt der Blick natürlich besonders auf den auffallenden, dem Altertum unerklärlichen Geschehnissen. Auf der Höhe steht diese Naturbetrachtung besonders im Hiob und in dem berühmten Schöpfungshymnus Ps. 104. Dabei zeigt sich die Religion Israels zugleich in ihrem kraftvollen Optimismus: die Welt ist gut und Gott ihr gnädiger und weiser Schöpfer. Diese Naturpsalmen sind um so wertvoller, als sie eine Ergänzung des Neuen Testamentes bilden, in dem ja von der Natur so selten die Rede ist.

Dazu verherrlicht der Hymnus die Taten Jahves in der Vergangenheit. In den babylonischen und ägyptischen Gedichten dieser Art wird sehr häufig an Mythisches angespielt. Solcher Stoff tritt auch zuweilen im Hebräischen auf:

Du hast Rahab wie ein Aas mißhandelt,
mit starkem Arm deine Feinde zerstreut.
Dein ist der Himmel, dein die Erde,
die Welt und was sie füllt, du hast sie gegründet.
(Ps. 89, 11).

Vorher geht:

Du bleibst Herr bei des Meeres Uebermut,
beim Tosen seiner Wogen, du bringst sie zur Ruhe.
(V. 10).

Demnach ist Rahab das Ungetüm des Meeres, das Jahve vor der Schöpfung gebändigt, und dem er die Welt abgerungen hat. Mythisches klingt auch nach, wenn im Ps. 19,6 die Herrlichkeit des Sonnenballs als eines jungen Helden beschrieben wird, und sonst.

Nicht zufällig ist, daß gerade der Schöpfungsmythus im Hymnus auftritt. Der Gedanke an die Schöpfung der Welt durch Gott ist ein Hauptthema der Hymnen, auch bei anderen Völkern, denn daran stellt sich Gottes Allmacht dar.

Hier aber können wir eine Geschichte der Religion erkennen. Denn Israels Geist ist, je mehr er seine Eigenart ausbildete, dem Mythus feindlich geworden. So ist denn auch in den Hymnen der mythische Stoff in späterer Zeit immer blasser geworden oder ganz fortgefallen. Als Ersatz dafür ist die heilige Legende eingetreten. Wir haben eine ganze Reihe von Hymnen, die den Gott preisen, der Israel in der Vergangenheit geleitet hat, und den Stoff dafür zumeist den damals bereits vorhandenen erzählenden Büchern, besonders ihren sagenhaften und legendarischen Bestandteilen entnehmen (Ps. 105. 114; 2. Mose 15). Hier sehen wir also, wie der besonders von den Propheten gepflegte große Gedanke, daß die Geschichte Israels ein Zusammenleben Jahves mit seinem Volke ist, die Späteren erbaut und erhoben hat. Dies Eintreten der heiligen Legende in den Hymnus ist dann auch eine eigentlich-israelitische Erscheinung, für die es im Babylonischen und Aegyptischen kein Gegenstück gibt. Der ständige Stoff solcher legendarischen Hymnen ist die Passah-Geschichte, ein Zeichen dafür, daß das Passah-Fest einen besondern Eindruck auf die Frommen gemacht hat.

Ebenso wie Jahves Vergangenheit und Gegenwart feiert der Hymnus auch seine Zukunft: er ist der Gott, der da war und der da ist und der da kommt! Das Herz des Frommen jauchzt, wenn er der kommenden Zeit gedenkt, da Jahve sich in seiner wahren Größe zeigt und den Weltenthron besteigt. Es liegt klar am Tage, daß hier die prophetische Verkündigung den Hymnus beeinflußt hat. Dabei wird sehr häufig die Form gewählt, daß sich der Dichter in die Endzeit versetzt und das Große, Kommende als schon geschehen betrachtet. Auch diese außerordentliche eindrucksvolle Form (Beispiele Ps. 46. 149) haben die Psalmisten den Propheten abgelauscht.

Eine andere Einwirkung der Propheten auf die Hymnensänger zeigt sich daran, daß diese zuweilen jenen die schönsten Gedanken entnehmen und damit ihre Lieder schmücken. So z. B. in Ps. 103, 11. 13:

So hoch der Himmel über der Erde,
so hoch ist seine Gnade über seinen Frommen.
Wie sich der Vater der Kinder erbarmet,
erbarmet sich der Herr seiner Frommen.

Eine andere, ganz eigentümliche Beeinflussung des Hymnus durch die Prophetie ist diese, daß dem Hymnus eine prophetische Scheltrede hinzugefügt wird: Während die Gemeinde jubelnd und jauchzend über ihren herrlichen Gott im Heiligtum einzieht, tönt ihr von dort aus die Donnerpredigt in prophetischem Stil entgegen: Nun tut endlich Buße! (Ps. 81. 95). Das ist eine gewaltig eindrückliche Art, die beiden Teile der Frömmigkeit: die Freude über den Gott und die ernsten Forderungen der Religion, zusammenzufügen.

Selten und erst in spätester Zeit richtet sich die Begeisterung auf das Gesetz. Solche Verherrlichung des Gesetzes finden wir im Hymnus Ps. 19, 8—11. Der nüchterne Geist des Gesetzesstudiums und der Enthusiasmus des Hymnus gehören ihrer Natur nach zu verschiedenen Welten.

Eine der Entwicklungen, die der Hymnus erlebt hat, ist dieselbe, die wir auch bei anderen Gattungen beobachten, daß er vom Gottesdienst in die private Erbauung gekommen ist. Der gewöhnliche Hymnus wird vom Chor gesungen; daneben gibt es von Anfang an auch das Solo des musikalisch geschulten Sängers. Solche Solohymnen stimmt später auch der einzelne Fromme, ganz abgesehen von Fest und Gemeinde, an und vermag es, wenn er wirklich ein Dichter ist, in dies Gefäß sein persönliches Leben zu gießen. Ein schönes Beispiel dafür ist, wie der Sänger des bekannten Ps. 103 sein dankbar bewegtes Herz nach der Genesung von schwerer Krankheit in den Formen des Hymnus ausschüttet: „Lobe den Herrn; meine Seele!" Oder wie der Dichter vom Ps. 139 dem Hymnus allerlei tiefsinnige Betrachtungen über das Verhältnis des Gottes zu seinem Frommen einmischt: „Herr, du erforschest mich und kennst mich."

Fassen wir alles zusammen. Der Fromme liegt beim Hymnus anbetend auf den Knien und verkündet begeistert aller Welt Gottes Herrlichkeit.

Halle a. S. Hermann Gunkel

Aus Rabindranath Thakkurs väterlicher Religion

Rabindranath lud uns nach Darmstadt. Als wir in einer stillen Stunde mit ihm allein waren, fragten wir ihn nach ihm selber, nach seinem Werden und nach seiner religiösen Entwicklung, und was auf sie Einfluß gehabt habe. Er wartete eine Weile, sich besinnend. Dann sagte er: „Es kam von innen und wuchs aus sich. Erst als es von innen kam, gewann auch das Aeußere mir Sinn." „Welches Aeußere? Das Erbe Ihres Vaters? Die väterliche Religion? Die Upanischaden?" „Ja, dieses alles." „Und unter den Upanischaden welche wohl am meisten? Und von welcher aus deuten Sie die andern?" Er antwortete, ohne zu zögern: „Die Ischa-Upanischad." Und das hätte man aus seinen Schriften zuvor erraten können. Es ist die wundersame kleine feine Upanischad, die ohne Umschweif mit dem ersten Worte „den HErrn" an die Spitze stellt, dann diesen tief einsenkt in seine Kreatur und die Kreatur in ihn, und doch ihn auch außer aller Kreatur weiß.

Vom HErrn durchwohnt ist alles dies,
Was immer webt in dieser Welt.

und:

Das*) regt sich und das regt sich nicht,
Fern ists und ist im Innern da.

und:

Wer „das" als beides hat erkannt,
Als Werden und als Untergang,
Geht durch den Tod mit Untergang,
Mit Werden zur Unsterblichkeit.

Diese Verse könnten wohl ein Motto sein für Thakkurs religiöse Dichtung. In ihnen lebt nicht jener „Monismus", den wir gewöhnlich für den eigentlich indischen nehmen (weil dieser nicht darin lebt, so hat man seine Dichtung oft nicht für indisch nehmen wollen), sondern ein anderer, nämlich der seiner eigenen angestammten väterlichen Religion. Das kam auch im Gespräche schnell zu Tage. „Die rechte Deutung unsrer alten Lehre hat uns Ramanuja gegeben, nicht Schankara." Ramanuja war der große Lehrer eines „Theomonismus" und einer innigen Mystik, die Gottes-Mystik war. Und Ramanuja ist bis heute der große Kirchenlehrer für viele Gruppen und Sekten, besonders der Vaischnava's, d. h. der Vischnu-Verehrer. Vaischnavas ihrer Herkunft nach waren auch die Thakkurs. An die Vaischnava-Hymnen seines Vaterlandes Bengalen knüpft Rabindranath bewußt an, und viele von ihnen hat er selber bearbeitet und neu gefaßt.

Aus dieser seiner väterlichen Religion, aus alten Texten des Vischnutumes, sollen hier einige Proben folgen. Sie sind der Brihad Brahma Samhita entnommen, einer mittelalterlichen Schrift, die vor Ramanuja verfaßt diesem schon als heilige galt. Sie ist in schlichten anspruchslosen Versen geschrieben, die wir durch Zeilentrennung andeuten, aber nicht nachahmen. Auch aus dem Bhagavata-Purana ist ein Stück aufgenommen.

Bhagavant, Vasudewa, Vischnu, Hari, Acyuta, Narayana, Krischna sind Namen des Höchsten. Vyasa ist ein Ordner der vier Veden, Kala ist ein böser Feind. Die „Ruhe" ist die Stille des Herzens in Gott. Yoga ist geistliche Uebung. Rest-Karman ist der noch zur Auswirkung und Abbüßung kommende Rest früheren selbstischen Wirkens. Brahma (im Unterschiede von Brahman) ist ein Himmelswesen, durch das der Herr, Bhagavant, die niedere Welt bildet und lenkt. Maricis und Rischis sind heilige Wesen der Urzeit. Guru ist der geistliche Lehrer und Seelenleiter. Maya ist weltliche Verblendung. Gunas sind die bindenden Eigenschaften und Grundmomente des Ungöttlich-Natürlichen. Atman ist der göttliche Geist im Menschen, Devi oder Schri oder Kamala ist Dienerin am himmlischen Thron. (Mythologisch: Vischnus Weib. Theologisch: seine Schöpfungs- und Offenbarungskraft, dem Logos ähnlich.) Yama ist der Tod. Samsara ist die Wanderung durch das Rad der Wiedergeburten, auch das Weltdasein im Allgemeinen. Yugas sind Weltalter. Vaischnavas, Bhagavatas, Satvatas sind die rechtgläubigen Verehrer Vischnus.

Wir überschreiben das erste Stück: Gottes Troubadour — Trovatore d'Iddio. So hat man den heiligen Franz genannt. Es paßt auch auf Narada.

Marburg Rudolf Otto

1. Gottes Troubadour

Narada, der uralte Rischi, der Götterbote und ewige Wanderer, wird hier umgedichtet in den seligen Wanderer und Sänger Bhagavants. Er erzählt dem Vyasa, wie er es wurde.

In früher Jugend verliert er seine Mutter. Er sieht darin eine Fügung Bhagavants, der ihn zum Heile leiten will, und macht sich auf, das Heil zu suchen.

Einst war zur Nacht meine Mutter zum Hause hinausgegangen,
Um draußen die Kuh zu melken.
Da stieß ihr Fuß an eine Schlange, von Kala angetrieben.
Die Schlange biß die Arme (daß sie starb).
Da erkannte ich darin die Gnade des Herrn,
Der das Heil seiner Getreuen sucht, (verließ mein Heim)
Und wanderte gen Norden.
Blühende Lande durchzog ich da, Städte und Dörfer, mit Viehhürden und Bergwerken,
Weiler und Märkte und Gärten und Wälder und Haine,
Mancherlei Gebirg mit Erzen aller Art, mit Bäumen,
Deren Aeste geknickt waren von den Schwärmen der Elefanten.
Seen voll heilbringenden Wassers, Lotosteiche von Himmelswesen besucht,
Wonnereich durch vielstimmigen Vogelsang und das Gesumme der Bienen.

Da an dem allen vorübergezogen und einsam geworden,
Erschaute ich einen großen Wald, dicht von Schilf, von Bambus und Rohr,
Von Grasbüscheln und Ried, wild, unheimlich, voller Schlangen und Eulen, Schakalen und Fröschen.
Matt an Sinnen, durstgequält und hungrig trank
Und badete ich da im Flusse, und vom Wasser berührt, verging mir die Ermattung.
In diesem menschenleeren Walde saß ich dann
Am Fuße eines Pippala-Baumes nieder. Und wie ich es gehört,
So sann ich mit dem Geiste den im (eigenen) Geiste weilenden (höchsten) Geist.

Und als ich so den Lotosfuß (Vischnus) meditierte,
Mit durch Liebe gezügeltem (und angespanntem) Denken,
Die Augen überströmend von Thränen der Sehnsucht,
Siehe, da ward mir langsam Hari im Herzen.
Erliegend der Last der Liebe, sträubte sich (vor Glück) mir das Haar am Leibe,
Ich ging ein in die völlige „Ruhe", und zerschmolzen in der Flut der Wonne
Schaute ich kein Zwiefaches mehr.

---

*) „Das", nämlich jenes Geheimnisvolle, das „der HErr" ist.

Als mir dann aber Bhagavants Gestalt, die Herz-begehrte, Sorgen-lösende,
Wieder entschwand, da sprang ich auf, vor Kummer wie geistgestört.
Voll Verlangen Ihn noch mehr zu schauen, versenkte ich (aufs neue) meinen Geist in mein Herz.
Aber wie ich auch spähte, ich erschaute ihn nicht mehr.
Und ich war krank von Verlangen.
Als ich so litt in der Einsamkeit,
Da sprach Er, meinem Sinne unvernehmbar (unsichtbar),
Mit tiefem holdem Tone, tröstend zu mir das Wort:
„Sei getrost! Zwar darfst du mich noch nicht schauen in dieser Geburt.
„Denn unschaubar bin ich, wem die Leidenschaften
„Noch unverkocht, und der drum falschen Yoga übt.
„Der einmalige Anblick meiner Gestalt, der dir geworden,
„Neige dich zum Verlangen nach mir.
„Wer nach mir fromm verlangt, treibt langsam alle Begierden aus.
„Schon durch den kurzen Dienst, den du Guten erwiesest,
„Erwuchs dir feste Richtung des Geistes auf mich.
„Verlässest du einst diese üble Welt, so sollst du
„(in neuer Geburt) Zugehörigkeit zum Volke der Meinigen erlangen.
„Und selbst bei Untergang und Neuentstand der Welt
„Soll dies dein an mich fest gebundenes Trachten
„Und dein Gedenken meiner nicht vergehen!"
Hier schwieg dies hohe Wesen, des Zeichen der Himmel, das Zeichenlose, der HErr.

Ich aber, nach erfahrner Huld, neigte das Haupt dem, der höher ist als alle Hohen.
Und wohlgemut des Unendlichen Namen betend, seine hehren Geheimnisse und seine Taten verkündend,
Durchschweifte ich die Erde, freudevoll, sonder Begehren, Leidenschaft und Neid und harrte der Zeit (des Abscheidens).

So Krischna im Sinne tragend, ohne Anhaften, reinen Herzens
Kam mir zur rechten Frist die Zeit (des Todes), wie der Blitz aus der Wolke fährt.
Da ward ich verbunden mit einem neuen reinen göttlichen Leibe,*)
Der alte aber, aus den fünf irdischen Elementen bestehende, fiel von mir ab,
Da ihm das Rest-Karman erloschen war.
Am Ende jener Weltzeit aber ging ich mit diesem meinem geringen Lebenshauche ein
In den großen Lebenshauch Brahmas, als er selber verlangte zur Ruhe einzugehen
Auf dem Schoße Bhagavants, wogend auf den Wassern.**)
Nach tausend Yugas aber erwachte Brahma und bildete aufs neue diese Welt,
Und aus seinem Lebenshauche entstanden aufs neue
Alle Maricis samt ihren Genossen, den Rischis. Und so auch ich.
Und nun, treu meinem Gelübde, durchwandre ich die drei Welten, innen und außen,
Aus Gnade Vischnus. Und nichts hemmt meinen Lauf.
Und diese Laute, gottverliehen, Veden-Wohllaut klingend,
Spiele ich und schweife singend und Hari verkündend.
Und wenn ich seine Tugenden preise, dann kommt leise Er, der Lauterfuß,***)
Lauschend mit Lust auf meine Weisen, wie wenn er gerufen wäre,
Und läßt sich mir sehen im Geiste.

Den von weltlichem Genußbegehren Krankfinnigen aber zeigt sich
Diese Verkündigung des Hari-Dienstes als Fahrzeug über das Daseinsmeer.
Und durch keinen Yoga oder Kasteiung kommt die Seele,
Von Lust und Gier geplagt, so wohl zur Ruhe wie durch Seinen Dienst.

So sprach der heilige Narada zum Sohn der Vasavi,
Grüßte ihn, und seine Laute lustig klingen lassend,
Schweifte er weiter, ein freier Wandervogel.
O selig! du Gottessänger, der du diese kranke Welt erquickest mit deinem Saitenspiel,
Süß singend den Preis des „der den Bogen führt".

(Bhāgavata-Purāna I, 6, 10 ff.)

2. Die himmlische Prüfung

(Nach dem Tode tritt die Seele vor den himmlischen Thron Bhagavants. Und nun hat sie eine Prüfung zu bestehen.)

Da spricht Bhagavant: Wer bist du? Wessen bist du?

Der Gefragte antwortet: „Brahman bin ich, sonder Zweifel."

Wieso bist du denn Brahman, da du doch „abhängig"†) bist?

„Prädikat bin ich. Du, Herr, bist mein Subjekt!
„Denn ohne Dich ist mir kein Bestehen auch in Gedanken nur.
„Du bists, der mich im Sein hält, bist mein Patron, mein Beweger, der Spender all meines Vernehmens.
„Drum: Brahman bin ich (und sonst nichts). So lernte ich es von Guru-Mund.
„Dein bin ich, Dein bin ich, Dein bin ich! So steht es fest."

*) Den ich jetzt trage.
**) Des Chaos-Meeres nach der Weltauflösung. Bhagavant selber schläft noch schlummert nie.
***) Dessen Fuß so läuternd ist wie ein heiliger See.
†) Kreatur.

Warum denn, Lieber, bist du nicht längst hier? Warum weiltest du dann auf Erden?
Aus welcher Ursach warst du gebunden an viele Leiber der Natur?*)

„Weil ich die Zugehörigkeit zu Dir verlassen habe, weil ich Tor den Leib zum Ich machte,
„Weil ich Dich nicht wußte in mir wohnend.
„Der Leib, den ich für mein Selbst hielt, hat sein Bestehn durch Nahrung.
„Aus Nahrung bin ich (so dachte ich), um der Nahrung willen ging ich meinen Lebensgang.
„Auf Dinge des Genusses, auf Speise, auf den Leib sann ich, von Dir abgewandt.
„So sinnend kam ich ab vom Ziel und geriet in Yamas Macht,
„Ergötzte mich an Weibern, verlor an deinem Dienst Geschmack,
„Ward so ins Leidensnetz verstrickt, o Kamala's Gemahl.
„Wie könnte dem, der von dem Hehren nichts geschmeckt, die Predigt von Bhagavant gefallen!
„Wie, wer vom Schlangengift gebrannt, den Zucker stechend schmeckt,
„Wie der Gelbsüchtige gelb die Muschel sieht,
„So schaut der natürliche Mensch auch Dich nicht im Innern.
„So wurdest Du, mein Atman, denn mißachtet von mir, dem wahnbefangen-zuchtlosen.
„So fuhr ich ab und auf aus tobenden Höllen
„Und stak im Schmerzens-Netz, dem unerträglichen, unsäglichen,
„Und, schweifend von Geburten zu Geburt, fand nirgend ich das Glück.
„Gebunden mit dem Strick der Maya, dem dreisträhnigen, unfaßlichen,
„Wie fänd ich Rettung aus dem grausen Meer der Wanderwelt!
„Wie schifft ich über den wilden Ozean des Daseins ohne Deine Gnade,
„Wenn mir nicht Bindungs-Lösung würde durch Deine grundlose**) Barmherzigkeit!
„Deinen Füßen will ich jetzt allein Dienst tun,
„Und will mein Dienstitun immer fördern, indem ich fest mir vor Augen setze:
„Dein Diener sein: das ist mein Wesen selbst.
„Weil ich dies mein Wesen preisgab, bin ich in Bindung geraten,
„Jetzt aber, das natürliche Wesen abstreifend, habe ich mein eigenes, übernatürliches,
„Und guna-freies wieder erlangt, das nun fähig ist zu Deiner Verehrung."

Als Bhagavant solchen Entschluß vernommen
Dieses ganz zum Dienste sich ergebenden, heilbegehrenden, zu Ihm sich flüchtenden,
Da erstrahlte Freude auf seinem Angesichte,
Unendlich heilvolle Freude: das Ziel aller Ziele, das höchste aller Güter.
Denn kein höheres ist – das ist gewiß:
Hoch über allem ist die Antlitz-Freude Vischnus.

(Brih. Br. Samh. 3, 6, 26)

Missionierung des Geistes

Die Christliche Kirche ist Missionskirche. Sie gleicht darin einem Menschen, den man seines Lebenselementes beraubt, sobald man ihm die Möglichkeit des Wirkens nimmt. Ohne Mission kann die christliche Kirche weder leben noch sterben.

Die missionarische Aufgabe aber hat ihre Geschichte. Bis in das letzte Jahrhundert hinein verstand man unter Mission die äußere Mission: Heidenmission! Das neunzehnte Jahrhundert aber erlebte die Schöpfung der inneren Mission: — Christenmission! Sie ist die Frucht des Pietismus des vorvergangenen Jahrhunderts. Unausgesprochen lag nun in der inneren Mission das Eingeständnis, daß die Umwelt der Kirchen, daß „Europa oder die Christenheit" mehr eine heidnische als eine christliche Tatsache sei. Man fand, daß dringlicher als die Missionierung der Wilden die der christlichen Kulturvölker selber wäre. In diesem kritischen Selbstbekenntnis des Namenschristentums hatte die evangelische Kirche die Führung, und so ward die innere Mission das wichtigste Lebens- und Nährelement des modernen Protestantismus. Aber als freie Vereinstätigkeit wurde sie in die Kirche nicht institutionell eingebaut; die Kirche als Kirche wurde nicht mitmissioniert, und die Kirche als Kirche ward auch nicht missionierende Person. Daher hat die innere Mission die evangelische Kirche vor der Abnahme der inneren Kräfte nicht bewahren können, und wir stehen heute vor dem unerwarteten Tatbestand, daß die Missionierung der Laien zurücktritt; die Pfarrermission wird jetzt ebensosehr wichtiger denn alles Andere, wie vor einem Jahrhundert die Laienmission wichtiger als die Heidenmission ward.

Fast scheint es so, als habe die innere Mission die besten Kräfte aus der Kirche herausgesogen; heute wenigstens ist die Kirche selber von fremden Lehren, Weltanschauungen, Kultur-

*) In der Seelenwanderung.
**) Die keinen Grund hat in eigenem Verdienst.

bewegungen durchzogen; man kann Pfarrer der Kirche werden, selbst ohne der Persönlichkeit Gottes sicher zu sein; und zwar nicht in jenem erschütternden Sinne dessen, der sagte: Ich glaube Herr, hilf meinem Unglauben! sondern in der Art von andersartigen, philosophistischen, gnostischen oder sonstigen Geistesanschauungen, die die Klarheit der Seele trüben. Die missionarische Aufgabe wendet sich damit in erster Linie nach innen, und ihre Träger werden ebensosehr Laien wie Pfarrer sein, wie andererseits die zu Missionierenden aus beiden Gruppen sich zusammensetzen werden.

Diese Mission wird nun allerdings sich von aller bisherigen außerordentlich unterscheiden, in Methoden und Verfahren; die zu Missionierenden werden wenig davon bemerken, daß sie Objekt einer Missionstätigkeit sind. Stärker als je bisher muß im Missionieren die Liebe die Worte des Glaubens leiten und beherrschen. Unser Ziel ist ja das Norm und Richtung gebende Wort; dieses das einzig echte Werkzeug der Mission am — Intellektuellen, am geistig Reichen. Die Autorität, der wir folgen und gehorchen, ist unsichtbar in uns; frei aber tritt unser Wort des Bekennens und Bekehrens, unser Wort des Rettens hinaus, im freien Gespräch zu Wenigen oder Vielen. Und erst, wenn es gewirkt hat, schleicht sich auch in das Herz des zu Missionierenden das Bewußtsein davon ein, daß in ihm Autorität und Freiheit in herber Liebe sich vereinigen.

Es geht um die Glaubenskräfte der Kirche selber, und um die Glaubwürdigkeit unserer Sprache; so muß die gegenwärtige Lage gedeutet werden! Auch der verstockteste und mißtrauischste Arbeiter würde den „hörbaren Glauben" eines Geistlichen nicht überhören. Und die Kirche wie die Menschen der Kirche müssen wieder etwas zu beißen erhalten, harte Speise, feindliche Menschen, selbstgewissen Geist. Was besagt es, wenn die Kirche im eigenen Bezirk, innerhalb ihrer Geistlichkeit und der kleinen Laienschaft, die sich noch zu den Geistlichen hält, ihre Worte in Streit oder Einmütigkeit immer wieder durchhechelt? Jahrzehnte lang hat man sich in der Kirche bemüht, die Probleme des modernen Menschen und des modernen Lebens zu lösen. Darunter haben aber nicht nur die inneren Glaubens- und Hoffenskräfte an Stärke eingebüßt, sondern jene Beschäftigung, was war sie Anderes, als eine von außen an die moderne Kultur schüchterner oder leidenschaftlicher herantretende Bemühung? Jedenfalls nicht ein von innen aus dieser Kulturbewegung, aus dem Zeitgeist, aus dem wirklichen Leben heraus betätigtes Geistesschaffen. Hier die Kirche, dort die Kultur! so war das Verhältnis. Statt daß am gleichen Orte, im gleichen Menschen, zur gleichen Zeit beides gewesen wäre: Kirche und Kultur! Geistlicher und Zeitmensch! Und daher blieb die Kirche, blieben die Geistlichen, mit wenigen Ausnahmen — und diese gingen der Kirche danach meistens verloren — in ihrem einsamen Kirchenhause, hübsch beisammen, und Niemand von draußen sah noch hörte sie.

Draußen aber tobte das Geistesleben, in allen Schattierungen und Richtungen. Begibt sich die Kirche, begeben sich die Geistlichen nicht hinein in die Fülle, in die wilde und wirre Fülle dieser modernen Dinge, haben sie nicht die Kraft, Herr ihrer selbst zu bleiben, wenn sie ihren Bau verlassen und in die Welt, in das Geistesleben, in die Wirklichkeit des Volks- und Gesellschaftsleidens eintreten, dann haben sie keinerlei Anspruch darauf, gehört zu werden, dann stehen die Türen der Kirche in Wahrheit nicht offen, dann sind sie nicht nur für den Proletarier, sondern nicht minder für den Akademiker — um die beiden glaubenfeindlichsten Stände, nach dem Aussterben der alten Offiziersklasse, zu nennen — in Wahrheit geschlossen. Schwach aber und ohnmächtig ist die Kirche und ihre Geistlichkeit, solange sie sich nicht auch selber missionieren läßt. Nur die missionierte kann auch selber missionieren; nur wer Glauben und Liebe empfängt, kann Glauben und Liebe geben; das Wechselverhältnis ist das Grundverhältnis aller menschlichen Angelegenheiten.

So wendet sich unsere Aufmerksamkeit dem geistigen Hause zu, in dem alle wohnen, ob sie sich Christen nennen oder nicht; denn verschiedener Geist ist nicht mehr in Kirche und Welt. Bedarf doch die Seele des Geistes, der der Baumeister ihres Hauses ist; Martha besorgt den Hausstand des Heimes, Maria aber lauscht den ewigen Worten der Seele. Und wir stellen fest: das geistige Haus ist verfallen, der Dachstuhl steht weit offen, die Winde pfeifen durch die Wände, und die Seele leidet Not unter allen Unbilden, die aus Natur und Geist, aus Volkheit und Menschheit, aus Geschichte und Einzelschicksal über sie kommen. Da ist kein Unterschied zwischen geistlichen und weltlichen Menschen; die Not des Geistes ist ihnen gemeinsam.

An zwei geistigen Nöten krankt die Zeit am meisten, wenn wir die allbekannte Not des Volkes, der Gesellschaft, der Politik, gerade weil sie wenigstens gefühlsmäßig von allen empfunden wird, ausschalten dürfen, um den Rahmen unserer Betrachtungen nicht zu weit spannen zu müssen. Da ist einerseits das Denken, die Philosophie, das Welträtsel, das Geheimnis des Lebens. Unklar fühlen die Christen, daß auch eine idealistische Philosophie mit dem Christentum vollständig unverträglich ist, nicht weniger verträglich als der noch immer vom Katholizismus gepflegte Aristotelismus. Idealismus verführt zu Geist- und Werkvergötterung und zwingt den Menschen in die Einsamkeit des Ichs, wo er ohne das Du des Nächsten haust und daher auch die Kräfte verliert, mit denen seine Natur ihn begabte zu heilen, zu helfen, zu bekennen und zu bekehren. Und man wird des Denkens nicht Meister, wenn man eine Philosophie aufstellt, die wider sich selber wütet, mit den Modeworten des Antiintellektualismus, des Irrationalismus und der Mystik. Denn Denken und Erkennen sind Gottgegebene und natürliche Gaben und Funktionen; nur ein kranker Geist wird sie verachten. Ganz Seltene sind so kristallhell, daß sie des geistigen Prozesses entraten können, um nur auf die Worte der Seele in sich zu hören. Und selbst sie bedürfen des Geistes, um der Anderen, um der Gemeinschaft und ihrer Dauer willen. Denn der Hausbauer Geist ist ja der Bildner und Führer bindender Seelengemeinschaft. Daher kann die Kirche nie ohne Denken und Philosophie auskommen. Ihr den Geist und die Philosophie neu zu leihen, einen aus der Seele, aus dem Glauben genährten Geist, der zu den Menschen spricht, sie zwingt und doch nicht minder logisch arbeitet als die abstrakte Denkart der Geistvernarrten Idealisten, das ist heute die Aufgabe derer, die als Geistesmenschen begannen, um als Seelenmenschen zu enden. Aus den verlorenen Söhnen der Kirche, aus den Akademikern, aus den Philosophen und Naturforschern kommen die Missionare des Geistes. Sie wachsen der Kirche wieder an, sie kehren zur Heimat der Seele zurück, und die Pfarrermission wird vor allem in ihren Händen liegen.

Die Philosophie von heute ist ein christlich-heidnisches Amalgam. Ihre Stellung zu unserem Meister ist folgerichtig die, welche jetzt ein Hans Blüher einnimmt, wenn er Jesus und seine Jünger als platonischen Kreis interpretiert. So wie er muß der philosophische Mensch urteilen, wenn er chemisch rein und wahrhaftig ist, und so urteilt in einem Jeden von uns der Teil unseres Wesens, der noch die Züge des geistigen Egoismus, des homo philosophicus trägt. Eine andere, eine gläubige, eine dienende Philosophie wird den Menschen vor diesen Verführungen bewahren und ihm zugleich das gute Gewissen, das sein Geist verlangt, um denken zu können, zurückgeben.

Die Philosophie ist um der Pfarrer willen vielleicht das wichtigste Missionsgebiet im menschlichen Geiste; denn der Pfarrer ist auch ein Hüter der Wahrheit, soll er doch so reden, daß Andere nach seinen Worten denken und handeln können; soll er doch Norm und Richtung gebend sprechen. Aber für den Laien steht die Kunst und die von den Künsten gebildete Kultur an noch wichtigerer Stelle. Und hat die Pfarrermission das Feld der Missionierung des philosophierenden Geistes, so muß in der modernen Laienmission das Wort der Norm, das richtende Wort für Kunst und Kultur wieder gefunden werden. Das wird allerdings nicht dadurch geschehen, daß die Künste stofflich zum Christentum zurückkehren, wie wir es zur Zeit bei den Ausläufern des Expressionismus beobachten. Nie kann in den Künsten das Stoffliche als Zeugnis dienen. Nein, wir schauen auf eine dem Geiste nach christliche Kunst und Kunstbetrachtung. Nirgendwo sosehr wie in der Kunst hat das in-

direkte oder sogenannte unbewußte Christentum seinen Platz. Gleichwie ein Licht transparent durch ein Marienglas hindurchscheint, also soll auch in der Kunst die Seele und ihr gläubiges Geheimnis transparent in das Kunstwerk, in die Kunsttheorie hineinleuchten.

Das sind die beiden neuen Gebiete der Mission. Zu ihnen tritt das auch noch jugendliche und doch schon allseitig geforderte Gebiet der Missionierung des sozialen und politischen Lebens. In allen diesen Dingen aber sollen wir die Sprache der Welt und nicht die der Kirche führen, so weit es irgend geht. Die Sprache der Kirche bleibe dem Sakrament des Wortes vorbehalten, und man vergesse nicht, daß die Sprache einen sakramentalen Wert besitzt! Sonst aber so weltlich wie möglich! Und wie der Laie darin einen Vorzug vor dem Geistlichen voraus hat, daß er leichter als er Glaubwürdigkeit erlangen kann, so haben Philosophie, Kunst, Wissenschaft und Gesellschaft einen Vorsprung vor der Theologie und der Sprache der Erbaulichkeit. Sie sind zu Zeugen berufen, nachdem die direkte Sprache des Glaubens so viel an Zeugniskraft eingebüßt hat. Und soll es nicht vielleicht so sein? Ist nicht deshalb die Rede der Erbaulichkeit matt geworden, um den Glauben zu zwingen, in die Welt zu gehen und sie zu missionieren? Der missionierte Weltgeist wird die heute verfeindeten und entfremdeten Geschlechter der Geistlichen und Weltlichen mit einander versöhnen können.

Als einstens die ersten Christen sich in ihrer römischen Umwelt bemerkbar machten, fielen sie den Römern dadurch auf, daß sie anders zu leben und zu sterben verstanden als die übrigen Menschen. Heute sind die Gegensätze nicht mehr so scharf, nicht mehr so in die Augen springend. Fast könnte man manchmal befürchten, daß das Christentum sich zu Tode gesiegt habe. Es fehlt der unzweideutige Gegner; denn wer wäre heute nicht auch — „religiös"?! Da aber tritt das Geistesleben, treten Philosophie und Politik, als die beiden eigensüchtigsten Gewächse aus menschlichem Geistessamen uns entgegen und verlangen von uns kräftige Tat und sicheres Wort. An ihnen kann die Kirche wieder naturstark und lebensgewiß werden; heute ist sie ein Selbstmordkandidat.

So wird es sich darum handeln, daß diejenigen, welche dem Christentum keine Zukunft mehr zusprechen — und wollen wir uns vortäuschen, es wären nur wenige? — daß sie, wie einstens die Römer angesichts der ersten Christen, sagen müssen: Da gibt es Leute, die unsere Sprache der Welt führen und unsere Probleme mitleben, und sie sprechen und denken doch anders als wir; wir können nicht anders, als ihnen zuhören!

Heidelberg Hans Ehrenberg

Fleurs du Mal

Charles Baudelaire

Insel Verlag, Leipzig. 293 S. 18, gebunden 25 Mk.

Der Zeitgenosse Theophile Gautiers, Alfred de Mussets und Victor Hugos gilt mit Unrecht als nur dekadent, nur psychopathisch veranlagt. Er war ein übersensitiver Mensch, der schwer am Leben trug, dem jede Robustheit fehlte und der unter der quälenden Müdigkeit einer alten Kultur litt. Ihm, dem Ruhelosen, sehnsüchtig Ruhe Suchenden, fehlte Kraft und Selbstzucht: zeitweise beherrschten absonderliche, zum Teil widrige Vorstellungen von Tod und Verwesung, verbunden mit glühender Sinnlichkeit seine Phantasie. Aber nicht diese von ihm bevorzugten Motive, nicht der oft abstoßende Realismus, mit dem er Einzelheiten schildert, machen ihn zum großen Dichter, sondern die Geistigkeit, mit der er, in wundervolle Formen und musikalisch schöne Sprache geprägt, auch die sprödesten Stoffe zu durchdringen vermochte. Immer drängt ihn sein Bestreben aus einem an sich Wertlosen durch Formung in die Idee ein Wertvolles zu gestalten. Seine namenlose Sehnsucht, sich über das Sinnenleben, über das nur Leben- und Genießenwollen zu erheben, läßt ihn im „Aufschwung"*) sagen:

Hoch oberhalb der Weiher und der Aehren,
Der Wälder und der Berge und der See,
Jenseits von Wolken und von ewigem Schnee,
Jenseits der Grenzen der gestirnten Sphären:

Dort regst du dich in Freiheit, meine Brust!
Und wie sich Schwimmer in den Wellen breiten,
So ziehst du durch die Unermeßlichkeiten
Mit männlicher, unsagbar großer Lust.

Flieh weit aus dieser kranken Dünste Giften,
In einem höhern Luftraum werde rein,
Und trink, wie einen himmlisch echten Wein
Das klare Feuer in den lichten Triften!

Los von dem Kummer, von der großen Qual,
— Des nebeldüstern Daseins lästge Zügel, —
Wie ist der glücklich, der mit starkem Flügel
Entschweben kann ins stille, heitre Tal!

Der des Gedanken auf der Lerche Schwinge
Emporgetragen werden in der Früh . . .
Er faßt die Welt und deutet ohne Müh
Der Blumen Sprache und der stummen Dinge.

Sein unstillbarer Durst nach Schönheit läßt ihn immer und immer wieder versuchen, selbst aus dem Bösen und Häßlichen, durch die Vollendung der Form Schönheit zu schaffen. Die Kunst ist ihm eine strenge Macht, die Kraft, Entsagung, Selbstzucht und harte Arbeit verlangt, der seine müde Seele nicht gewachsen ist. Das ist sein Fluch und sein Leiden. In dem Sonett „Der böse Mönch"*) kommt diese Tragik seines Lebens zum Ausdruck:

Die alten Klöster stellten an den Mauern
Die heilige Wahrheit in Gemälden aus:
Die Brüder füllte sie mit tiefen Schauern
Und wärmte so das kalte, strenge Haus.

Es war die Zeit, wo Christi Saaten sproßten;
Manch edler Mönch, von dem man heut nichts weiß,
Nahm auf dem Leichenfelde seinen Posten
Und feierte den Tod mit schlichtem Fleiß.

In meiner Zelle schleppe ich mein Leben
Seit ewiger Zeit, — ein schlechter Büßervater, —
Mit nichts verschönte ich die kahlen Wände.

O träger Mönch! wann schaffe ich ergeben
Aus meines Elends lebendem Theater
Der Augen Weide und das Werk der Hände?

Um Baudelaires dichterisches Schaffen richtig verstehen zu können, muß in Betracht gezogen werden, daß eine merkwürdige Vertauschung der Sinnesgebiete bei ihm stattfand.**) Gewisse Menschen, und nicht die unbegabtesten, sind befähigt Farben zu hören, Geräusche zu sehen, Düfte zu fühlen, Töne zu riechen. Auch Tieck, Heine, E. Th. A. Hoffmann und Nietzsche hatten diese Eigentümlichkeit, die von den Medizinern mit Synästhesie bezeichnet und nicht ohne Weiteres als krankhaft betrachtet wird, weil sie bei normalen Personen ebenso häufig vorkommt wie bei psychopathisch belasteten. Kraft dieser besonderen Veranlagung schrieb Baudelaire eines seiner schönsten Sonette: Correspondances. Stefan George übersetzt den Titel mit „Einklänge"; Eugen Lerch mit „Entsprechungen". In der Uebertragung des Letztgenannten lautet das Sonett:

Ein Tempel ist Natur, drin lebende Pfeiler stehn
Und manchmal Worte flüstern, wirrsam und verstohlen;
Der Mensch geht hin durch Wälder von Symbolen,
Die mit vertrauten Augen auf ihn sehn.

Er fühlt als Echos, die von fern verwehn
In einer nebelhaften, tiefen Einheit,
Klar wie die Nacht und wie des Aethers Reinheit
Die Düfte, Farben, Töne in Beziehung stehn.

So gibt es Düfte, frisch wie Kinderwangen,
Süß wie Hoboen-Ton, grün wie ein Wiesenhang —
Und andere, verdorben, triumphierend, reich,

Die ins Unendliche den Raum durchdringen:
So Ambra, Moschus, Weihrauch, welche singen
Der Seele und der Sinne Ueberschwang.

Baudelaires Zeitgenossen lehnten ihn zum großen Teil lange Zeit hindurch ab und griffen seine Dichtungen aufs heftigste an. Darauf antwortete er in dem Entwurf einer Vorrede zu seinen Gedichten: „Ich habe dieses Buch weder für meine Frauen, noch für meine Töchter, noch für meine Schwestern geschrieben: auch nicht für die Frauen, Töchter oder Schwestern meines Nächsten." Und er schließt mit den fragmentarischen Versen:

Seid Zeugen, daß ich meine Pflicht getan;
Als weiser Alchymist und heilige Seele
Spürt ich dem Wesenskern der Dinge nach
Und formte Gold aus Eurem Staub und Schmutz.

Marburg P Baltzer

---

*) Blumen des Bösen, Umdichtungen von Stefan George. Verlag Georg Bondi, Berlin.

*) Umdichtung von Stefan George.

**) Nachstehendes entnehme ich inhaltlich dem sehr interessanten Aufsatz des Prof. Dr. Eugen Lerch in München, Frankfurter Zeitung, 29. August 1921.

Wöchentliche Chronik

Von Personen. Ernannt: Liz. Eißfeldt=Berlin zum Ordinarius für AT in Halle, Prof. D. Zscharnack für Kirchengeschichte in Breslau, Liz. Baumgärtel zum Extraordinarius in Leipzig. Berufen: Superintendent Karow=Eberswalde in den OKR. Habilitiert: Missionsdirektor D. Witte in Berlin; ebenda für Systematik Pastor Liz. Stolzenburg. E St

Verschiedenes

Kleine Mitteilungen. Anatole France hat seine Eindrücke von einem Aufenthalt in Deutschland in das Wort gefaßt: So viel er in der kurzen Zeit habe beurteilen können, scheine ihm die deutsche Gesellschaft außerordentlich ermüdet. Das ist ebenso mild wie zutreffend gesagt. Wir arbeiten von früh bis abends — und dann sind wir müde. Wir arbeiten — und schlafen. Zu Weiterem haben wir keine Zeit, für Weiteres keine Stimmung. Wir sind müde von der Gegenwart, müde von der Vergangenheit. Müde vom Krieg, müde von der Revolution, müde vom alten und müde vom neuen Staat. Es ist mit den christlichen Kreisen nicht anders: Wir sind müde von der Kirche, von der Wissenschaft, von der Praxis. Und dabei schaffen wir fortwährend und tun die größten Dinge für die Zukunft. Aber in Mattigkeit, und ohne die Anteilnahme der Vielen, die wir brauchen. Ich sage das nicht, um mit solchem Stoßseufzer mich zu erleichtern. Wir hier im engsten Kreise der Freunde der Christlichen Welt gehören vielleicht zu denen, die am wenigsten müde sind. Aber uns erschreckt um so mehr die große Teilnahms= und Entschlußlosigkeit, die sittliche Apathie um uns her. Ob es das Alkoholmonopol, die Wohnungspest, der perennierende Carneval, ob es die verschärfte Mischehenordnung der katholischen Kirche ist — was regt noch auf? was treibt mit Gewalt siegreiche Reaktionen hervor? Wir wiesen schon kurz auf Potthoffs Artikel „Carneval 1922?" in der Hilfe hin; er zeigt uns, wie schwächliche Regierungen dem Leichtsinn gewisser Volksschichten Frondienste tun; weshalb rühren sich nicht die ernsten Schichten, dieselbe Regentenschwäche zum gegenteiligen Handeln zu zwingen? Einige Polizeibehörden scheinen den Mut zum Rechten zu haben: werden sie auch nur die notwendige Unterstützung im Volke finden? „Rettet die Ehre!" bekommt man immer wieder zu hören, und unser Sinn wird gelenkt auf die Schmach, die von außen her uns quält. Aber Matth. 15, 10—20! Ja, rettet die Ehre! Es ist so unendlich viel auszuräumen aus unsrer Mitte. Tun wir das, so werden wir nach außen wieder stark und der Achtung wert. Wie töricht und ohnmächtig haben wir uns, um nur ein Beispiel zu nennen, in Sachen des „Reigen" benommen! Keine Theaterleitung, keine Schauspielertruppe hätte sich finden dürfen, das auf die Bühne zu bringen, kein Publikum hätte sich finden dürfen, den Raum vor der Bühne zu füllen, kein Dichter, zu der Aufführung seine Erlaubnis zu geben. Ich habe das Buch vor zwanzig Jahren gelesen, als es erschien. Ich sagte damals zu einem Romanschreiber, für manche Dichter sei die Sexualität eben gut genug, um damit wettzumachen, was ihnen an dem Reiz schöpferischer Erfindung fehle. Wir gerieten darüber gehörig an und aus einander. Nun kann Schnitzler ja auch Andres. Aber eben darum hätte ihm das einfachste Gefühl verbieten sollen, in diesen Theaterskandal zu willigen. Statt daß man Schnitzler und Genossen das sagt und die oberst Verantwortlichen verantwortlich macht, bringt die „Weltbühne", die doch in Kunstsachen eine leitende Macht sein will, nun schon durch sechs Nummern — „Gutachten über Brunner": 26 hohe Namen zählte ich bisher, die sich daran beteiligten! Da hat man nun also den Richtigen auf der Anklagebank. Ich gestehe, daß der ganze Prozeß mir herzlich zuwider gewesen ist. Es war ja vorauszusehen, daß er nichts nützte. Aber diese Brunnerhetze ist nun auch überaus widerwärtig, „Nicht der Mörder, der Ermordete ist schuldig." Moral und Kunst — ein Kapitel, das von allen Seiten nicht zart genug angefaßt werden kann. Aber in diesem Fall sind doch wirklich die einzigen Schuldigen der Dichter Schnitzler und die Unternehmer und Schauspieler, die ihn auf die Bühne brachten. — Nun sollen wir in der Christlichen Welt eine Resolution abdrucken, die uns aus Berlin zu dieser Sache übersandt wird. Einen „Weckruf an die deutschen Künstler, die leitenden deutschen Staatsmänner und alle deutschen Volksgenossen." Als ob gegenüber diesem schwelenden Uebel auch nur das Mindeste mit solchen Tönen geschafft würde! Was für einen reellen sittlichen Wert hatten denn auch z. B. die Resolutionen eines hohen Deutschen Evangelischen Kirchentages zu Stuttgart? Ist dadurch auch nur ein Lufthauch gereinigt worden? Aber ut aliquid fecisse videatur. In unsrer Müdigkeit geben wir uns zuweilen Träumen hin und bilden uns ein, das seien Taten. Es nützt ja auch Ungeduld nicht. Aber eine vertiefte Selbsterkenntnis. Ein sich nichts Vormachen. Am wenigsten wo man im Namen des Christentums und der Sittlichkeit zusammenkommt und redet. Strenge Wahrhaftigkeit, auch wenn einem davor graut. Und dann in gemeinsamer Not sich rechtschaffen zusammentun zu einer echten, festen Interessengemeinschaft derer, die wirklich nur das Gute meinen („mit Ernst Christen sein wollen"). Wäre das wirklich so unmöglich? Nationaler als die Nationalisten, sozialer als die Sozialisten, christlicher als die Christen? Wird eine Jugend kommen, die das fertig bringt, wenn unsre Generation dafür verdorben ist? R

Verantwortlich Prof. D. Rade, Marburg a. L.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Magdeburg. Mittwoch 25. Januar 4 Uhr Luisenschule: Deutsche Religion. Pastor Werner=Dessau.

Marburg. Mittwoch 11. Januar 8½ bei Markees: Wie gewinnen wir die Arbeiterwelt für die Kirche? Pfarrer Seim=Grüsen.

Freunde evangelischer Freiheit in Stade und Umgebung

Hannover. Dienstag den 10. Januar 8 Uhr im großen Rathaussaal: Welchen Dienst kann die moderne Theologie der Kirche der Gegenwart leisten? Professor D. Schuster. Eintritt 2 M.

In der evangelisch-lutherischen Kirchengemeinde **Bant-Rüstringen** ist eine **dritte** und in Oldenburg eine **fünfte**

Pfarrstelle

errichtet. Bewerbungen sind bis zum 10. Februar beim Oberkirchenrat einzureichen. Eine Dienstwohnung mit Garten steht für beide Pfarrstellen vorläufig nicht zur Verfügung.

Evangelisch-lutherischer Oberkirchenrat
A. Tilmann

Oldenburg, den 23. Dezember 1921

Pfarrstellenbesetzung

Infolge Wahl des bisherigen Inhabers in ein anderes Amt ist an der unter unserem Patronat stehenden **St. Gotthardtkirche** die Stelle des Diakons voraussichtlich zum **1. Februar 1922** neu zu besetzen.

Die Besoldung erfolgt nach Gruppe 10 (Ortsklasse B) des Beamten-Diensteinkommensgesetzes. Für den Stelleninhaber ist Dienstwohnung nebst Garten vorhanden.

Meldungen mit Zeugnissen unter Beifügung des Lebenslaufes sind umgehend an uns einzureichen.

Brandenburg, den 12. Dezember 1921. **Der Magistrat**

Junger Pfarrer, kriegsbeschädigt, sucht **seine Pfarrstelle** in Hamburg=Barmbeck mit leichterer Stelle in Kleinstadt oder Dorf zu tauschen. Angebote an **Hugo Stehn, Altona a. E.,** Dürerstr. 15.

19 jährige geprüfte **Säuglings= und Kinderpflegerin** sucht Wirkungskreis in Familie, evtl. auch im Ausland. Erfragen: **Pfarrhaus Gochsheim i. Bd.**

Dilthey, Einleitung in die Geisteswissenschaften I 1883 zu kaufen gesucht. Angebote unter **H. K.** an den Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. erbeten.

Suche gebildetes junges Mädchen, das bereit ist, gegen Gehalt gemeinsam mit mir und anderer gebildeter Helferin meinen Haushalt mit 3 Kindern von 1—6 Jahren zu besorgen. Putzfrau vorhanden. **Frau Dr. Graubner, Wiesbaden,** Uhlandstraße 9.

Für 1. April 1922 evtl. früher zu kinderlosem älteren Ehepaar **tüchtige zuverlässige Stütze,** die im Kochen und allen Hausarbeiten erfahren ist, gesucht. Lauffrau vorhanden. Angebote mit Gehaltsansprüchen zu senden an
Frau v. Röder
Darmstadt, Steinstraße 35

Vorzugsangebot des freien Christentums. der von Prof. Lic. **Glaue-Jena** herausgegebenen Sammlungen **Festpredigten:** Advent. Weihn. Passion. Karfreit. Ostern. Himmelf. Pfingsten. Trinit. Erntefest. Reformation. Bußtag. Totenfest. Silvester. Neujahr. Aeuß. Mission. Weihefeste. Kriegspred. **Kasualreden:** Grabr. (nicht mehr einzeln!). Schulandacht. Konfirmat. Trau-Taufredenreden. (Ausführliche Kritiken postfrei.)

Einzeln je M. 4.— ; geb. M. 6.—, alle 22 Bde. auf einmal nur M. 66.— (statt 88.—); geb. nur 110.— (statt 132.—) auch gegen 3 Quartalsraten durch Krüger & Co., Leipzig 18, Liebigstraße 9. (Ohne Inlandszuschläge.)

Hess. Diakonieverein

gewährt gebildeten evang. Mädchen von 18—33 J. Ausbildung in Kranken= und Gemeindepflege (Staatsexamen) auch als Küchenschwester in Hanau, Nordhausen, Hamburg, Darmstadt. Lernschwesternbezahlung. Auch gesicherte Lebensstellung. Näheres durch **Konsistorialrat Noack, Darmstadt,** Wittmannstr. 22.

Emser Pastillen
gegen Husten, Heiserkeit u. s. w.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg i. H.

Hierzu als Beilage eine Bücherliste von der Verlagsbuchhandlung Felix Meiner in Leipzig (Behnsen und Genzmer, Die Folgen der Mark=Entwertung u. A.)